

Kónsens, Vúlkan, Ruhpólding.

Intonatorischer und phonologischer Wandel im deutschen Wortschatz des 20./21. Jahrhunderts

HERBERT BLUME
Technische Universität Braunschweig

Abstract

Von der normativen Lexikographie des gegenwärtigen Deutsch kaum registriert, geschieht seit etwa dem Beginn des 20. Jahrhunderts in einigen dt. Wörtern (Appellativa und Propria) eine Verlagerung des Wortakzents, z.T. auch eine Änderung von Vokalquantitäten, sodass sich in diesen Wörtern inzwischen neben der historisch tradierten zusätzlich eine neue, konkurrierende Aussprache etabliert hat, im Einzelfall mehr oder weniger stark auf Kosten der überlieferten. Es handelt sich in der Regel um sprechergruppenspezifische Neuerungen, wobei die einzelnen Gruppen unterschiedlich (z.B. geographisch, schichtenspezifisch, beruflich, altersspezifisch) definiert sind, doch vollzieht sich bei bestimmten Wörtern (etwa *Entgelt* mit Erstsilbenbetonung) die Akzentverlagerung auch sprechergruppenübergreifend. Viele dieser Prozesse von „Mikro-Sprachwandel“ sind analogie-inspiriert: die neuen Artikulationen lehnen sich oft an die Aussprache phonisch und/oder graphisch ähnlicher, bisweilen auch semantisch angrenzender Lexeme an: *Inzest* wird dann wie *Inzucht* betont. Jedes der hier behandelten vom Artikulationswandel betroffenen Wörter wird in einem eigenen Artikel beschrieben. Die Artikel beginnen mit einer Skizze der etymologischen und wortgeschichtlichen Genese der jeweils herkömmlichen Aussprache samt der Beschreibung des neuen Aussprachemusters. Ausführungen zur gruppensprachlichen Spezifik der jeweiligen Neuerungen, zu außersprachlichen Faktoren der Wandlungsprozesse (z.B. zu Formen politisch erzwungenen oder behinderten, aber auch ökonomisch ermöglichten geographischen Ortswechsels von Sprecher/inne/n: Flucht nach 1945, DDR-spezifische Reiseverbote, Massentourismus), eventuell auch zu den „Überlebens-Chancen“ der jeweils traditionellen und der neuen Artikulationsweise schließen sich an. Der Aufsatz bildet ein Ensemble mosaiksteinartiger Beiträge zur deutschen Wortgeschichte und damit auch zur historischen Lexikographie der deutschen Sprache.

Keywords: Sprachwandel, Wortakzent, Vokalquantitäten, Wortgeschichte, Gegenwartssprache, Exonyme

1. Vorbemerkungen

Im Folgenden wird von unsichtbaren Phänomenen im lexikalischen Wandel der deutschen Sprache unserer Zeit (d.h. etwa zwischen 1950 und heute) die Rede sein. Mit „unsichtbar“ ist gemeint, dass die sprachlichen Veränderungen, um die es hier geht, nur mit dem Ohr wahrzunehmen sind, dass sie sich jedoch im Schriftbild der Standardsprache nicht spiegeln. Dies hat methodische Konsequenzen für die Erstellung eines Wörter-Korpus. Wenn in einem Gespräch jemand z.B. das (niedrig-frequente) Substantiv *Konsens* abweichend von der Norm nicht auf der zweiten, sondern auf der ersten Silbe betont, so lässt sich dies nicht voraussehen und deshalb auch akustisch kaum konservieren, falls man nicht

während vieler Stunden vieler, vieler Tage ein eingeschaltetes Tonaufnahmegerät mit sich führen möchte – von der ethisch-juristischen Problematik des akustischen Speicherns fremder Äußerungen ganz abgesehen. Vor allem die materielle Volatilität des hier behandelten Gegenstandes (in Schallwellen bewegte Luft) bedingt es daher, dass die folgenden Darlegungen auf keinem von vornherein schriftsprachlichen oder aber sekundär verschrifteten mündlichen Korpus basieren, sondern dass ihnen wiederholte (nicht etwa bloß singuläre) Hörerfahrungen – vor allem aus Gesprächen sowie aus Rundfunk- und Fernsehsendungen, auch aus Vorträgen – zugrunde liegen, die ich innerhalb eines Zeitraums von rund 20 Jahren (in aller Regel erst zeitversetzt) habe notieren können. Aus Gründen, die mir plausibel erscheinen, sehe ich hier davon ab, Ort und Zeit der einzelnen drahtlos-medialen Hörereignisse nachzuweisen oder gar Gesprächspartner und Vortragsredner namentlich zu nennen, von wenigen begründeten Ausnahmen abgesehen.¹ Stattdessen versichere ich, dass sämtliche hier erörterten Fälle artikulatorischer Normabweichung von mir tatsächlich beobachtet worden sind und dass sie – wie bereits gesagt – innerhalb meiner Wahrnehmung der Dinge keineswegs Einzelfälle waren. Die von mir hier behandelten Wortbeispiele stammen sowohl aus dem Bereich der Nomina appellativa als auch aus dem der Nomina propria. In sämtlichen Fällen geht es um die Konkurrenz zwischen einer etablierten Artikulationsweise und einer anderen, die neben die traditionelle getreten ist. Das Kriterium des Erfolgs oder Misserfolgs einer neuen Artikulationsweise, d.h. der eventuellen Verdrängung einer älteren Aussprache durch eine neue, hat bei der Auswahl der Beispiele keine Rolle gespielt. Das im Folgenden Dargestellte lässt sich als eine Sammlung mosaiksteinartiger Beiträge zur deutschen Wortgeschichte und damit auch zur historischen Lexikographie der deutschen Sprache lesen.

2. Appellativa

Kónsens. In der traditionellen Aussprache dieses Wortes liegt der Akzent auf der Endsilbe:

Kónséns. *Kónsens* gehört wortbildungstypologisch und -historisch zu einer großen Gruppe von Substantiven, die von der Epoche des Humanismus bis ins 18. Jh. aus dem Lateinischen, auch Neulateinischen, ins Deutsche entlehnt worden sind, bei jeweiliger Weglassung ihrer lat. Endung *-us*.² Weitere Mitglieder dieser – im Lat. sämtlich der *u*-Deklination angehörenden – Gruppe sind (um hier nur einige mit dem Präfix *con-/kon-* gebildete Beispielwörter zu nennen): *Kondukt* ‚Geleit‘

¹ Beim Radioempfang etwa während des Autofahrens weiß man weder immer mit Sicherheit, welchen Sender man gerade hört noch wie die betreffende Wortsendung heißt, auch hat man die Hände nicht frei, um etwas zu notieren, und erinnert sich Stunden später nicht mehr an die genaue Uhrzeit. Bei Gesprächen z.B. mit Studierenden in Sprechstunden gilt es die Anonymität der Gesprächspartner zu schützen, etc., etc. – Was man jedoch stets genau erinnert, ist das Hörerlebnis als solches.

² Der älteste *Kónsens*-Beleg bei Schulz/Basler (1913: 381) stammt aus dem Jahr 1536.

(selten), *Konflikt*, *Kongræss*, *Konkúrs*, *Konnéx*, *Konspékt* ‚Inhaltsübersicht‘ (selten), *Kontákt*, *Kontrákt*.³ Den dt. Substantiven dieses Typs liegen lat. Verbalabstrakta (hier: *conductus*, *conflictus*, *congressus*, *concurus*, *connexus*, *conspectus*, *contactus*, *contractus*) zugrunde, die sämtlich auf der Basis von Partizip-Perfekt-Stämmen (von *conducere* ‚zusammenführen‘, *confligere* ‚zusammenstoßen‘, *congrédi* ‚zusammentreffen‘ etc.) gebildet sind. In den lat. Verbalabstrakta dieses Typs ist die vorletzte Silbe eine lange.⁴ Immer wenn das in einem lat. Wort der Fall ist, trägt diese Silbe notwendig den Wortakzent: somit also *conúctus*, *conflictus*, *congræssus* usw. Bei der Überführung der Substantive dieses Typs ins Deutsche blieb der Wortakzent an der im Lat. betonten Silbe haften, so dass er sich nach Wegfall der Endung *-us* auf der nunmehr letzten Silbe befand (*consénsus* > *Konséns*). Aus diesem Grund ist dem dt. Wort *Konséns* die Endsilbenbetonung sprachgeschichtlich gleichsam angeboren. – Inzwischen kann man allerdings die neue Aussprache *Kónsens* fast häufiger hören als die historisch „legitime“ Aussprache *Konséns*.⁵ Die Ursache dieser noch recht jungen Irregularität wird hauptsächlich in der intonatorischen Anlehnung an das (Reim-)Wort *Nonsens* zu suchen sein, das im 20. Jh. aus engl. *nonsense* (Erstsilbenbetonung) entlehnt worden ist. Stützend kann das im 20. Jh. vor allem linguistisch-fachsprachlich verwendete, erst sekundär allgemeinsprachlich gewordene Wort *Kóntext* gewirkt haben, dessen Erstsilbenbetonung von engl. *cóntext* beeinflusst worden ist.⁶

Kompost. Das Wort geht letztlich auf das lat. Perfektpartizip *compositum* (von *componere* ‚zusammensetzen‘) zurück, dessen Wortton der Regel entsprechend auf der drittletzten Silbe liegt, denn das *-i-* der vorletzten Silbe ist kurz: *compósitum*. Im Mittellat. ist das tonschwache *-i-* geschwunden; das somit entstandene *compóstum* bildet die unmittelbare Intonationsvorlage für dt. *Kompóst*. Die jüngste Digitalversion des Rechtschreib-Dudens⁷ gibt die Endsilbenbetonung *Kompóst* zwar immer noch als den Standardfall an, verzeichnet die Variante *Kómpost* jedoch als nicht unüblich. Als Analogiemuster für diese Akzentverschiebung, die meines Wissens bereits vor 1950 eingesetzt hat, kommen die gleichfalls mit *Komp-* anlautenden Lexeme *Kompass*, *Kompanie* (nicht in der Teilbedeutung *Kompanie* ‚militärische Einheit‘, sondern in

³Das Gros der lat. Substantive der *u*-Deklination besteht aus solchen deverbativen Abstrakta, außer den oben genannten z.B. noch: *casus* ‚Fall‘ (zu *cadere* ‚fallen‘), *lapsus* ‚Sturz, Fall‘ (*labi* ‚stürzen, fallen‘), *planctus* ‚Wehklage‘ (*plangere* ‚trauern‘) u.v.a.m.

⁴ In den genannten Beispielwörtern liegt sog. „Positionslänge“ der vorletzten Silbe vor, d.h. auf ihren Vokal folgt mehr als ein Konsonant.

⁵ Die jüngste Digitalversion des Rechtschreibungs- und Aussprache-Dudens verzeichnet die Aussprache *Kónsens* noch nicht (Duden online 2014; Zugriff 10.3.2003).

⁶Zwar existierte bereits im klassischen Latein das Abstraktum *contextus* ‚Verknüpfung, Verbindung, Zusammenhang, Reihenfolge‘ (zu *contexere* ‚zusammenweben, -fügen, verknüpfen‘), doch ist eine jahrhundertelange direkte wortgeschichtliche Entwicklung von lat. *contextus* zu dt. *Kontext* fraglich.

⁷ Duden online (2014); Zugriff 10.3.2014.

Firmennamen des Typs *Müller & Co.* [älter: *Comp., Cie.*], wo die Aussprache *Kómpanie* gilt) und *Kompagnon* in Betracht. Auch beim letztgenannten Wort ist (in Deutschland) weithin der Initialsilbenakzent die Regel.

Inzest. Dem dt. Wort liegt das klass.-lat. Maskulinum *incestus* (*u*-Deklination) ‚Geschlechtsverkehr mit nahen Blutsverwandten‘ zugrunde, das durch die Komposition eines zu postulierenden Substantivs **castus* ‚Verzicht, Enthaltensamkeit, Keuschheit‘ mit dem Negationspräfix *in-* entstanden ist.⁸ Die historisch „reguläre“ Intonation von *Inzest* ist – in Parallele zu *Konsens* – die Betonung der Endsilbe: *Inzést*. Dass seit einigen Jahren aus dem Mund jüngerer Sprecher/innen (gerade auch von Personen mit Gymnasial- und Hochschulbildung) deutlich überwiegend die Erstsilbenbetonung des Wortes (*Ínzest*) zu vernehmen ist, muss an der lautlichen und auch semantischen Nähe zum initialbetonten Wort *Inzucht* ‚Degenerationserscheinungen aufgrund dauerhaft begrenzter Auswahl an Sexualpartnern‘ liegen. *Inzucht*, ein im 19. Jh. in der Genetik geprägter Terminus, wurde zunächst nur im Hinblick auf Tiere, erst später auch im Hinblick auf Menschen verwendet. Der digitale Duden⁹ ignoriert die Initialbetonung von *Inzest* bislang.

Entgelt. Die Vorsilbe *ent-* bildet mit *be-*, *ver-*, *zer-* und wenigen mehr eine kleine Gruppe von nicht „worttonfähigen“ Präfixen. Bei deverbativen Abstrakta¹⁰ wie *Entgelt* liegt der Akzent daher regelhaft auf der Stammsilbe: *Entgélt*. Dies gilt auch für typengleiche Substantive wie *Entschluss*, *Entwurf*, *Entzug*. Standardsprachlich wird unter *Entgelt* die ‚Bezahlung, Vergütung als Gegenleistung für geleistete Arbeit, Hilfe o.Ä.‘ verstanden; der juristische Begriff des „Entgelts“ ist insofern weiter gefasst, als unter „Entgelt“ nicht nur Geld-, sondern auch Sachleistungen (z.B. beim gegenseitigen Tausch von Sachgütern oder Arbeitsleistungen) verstanden werden. Das Substantiv *Entgelt* gehörte bis vor noch wenigen Jahren zu den extrem selten vorkommenden Wörtern der deutschen Sprache; nach Jacob Grimms Zeugnis begegnete es sogar schon zu seinen Lebzeiten „fast nur [noch] in der formel ‚ohn entgelt‘, gratis.“¹¹ Vermutlich hat einzig das recht geläufige Adjektiv *unentgeltlich*, in dem *Entgelt*

⁸ Pfeifer (1993); anders jedoch Seebold (Kluge/Seebold 2011). – **Castus* ist wie das gleichlautende lat. Adjektiv *castus* ‚sittenrein, keusch‘ wurzelverwandt mit lat. *carēre* ‚entbehren, vermissen, entsagen‘, dessen Stamm z.B. im dt. Wort *Karenzzeit* steckt. Die Schwächung des *-a-* zu *-e-* im Präfixkompositum *incestus* deutet auf Entstehung des Wortes bereits im vorklassischen Latein hin.

⁹ Duden online (2014), Zugriff 10.3.2014.

¹⁰ Synchronisch betrachtet, liegt im Wort *Entgelt* ein Fall von „impliziter Derivation“ vor (Fleischer/Barz 1995: 218 f.).

¹¹ DWb. (1854-1971, Bd. 3, Sp. 541) – Als Genera sind im Lemmaeintrag *Entgelt* des DWb. übrigens „m. u. n.“ angegeben, während das Wort heute nur noch als Neutrum benutzt wird. Die typologische Übereinstimmung von *Entgelt* (fakultativ m.) mit den Maskulina *Entschluss*, *Entwurf*, *Entzug* erstreckte sich im Fnhd. also auch noch auf das Genus. Dagegen leistet die heutige Einschränkung des Genus von *Entgelt* auf das Neutrum dem irrigen Anschluss des Wortes an das Neutrum *Geld* zusätzlich Vorschub.

enthalten ist, bewirkt, dass das Wort nie völlig aus dem Bewusstsein der Deutschsprechenden geschwunden ist. Erst die neoliberalistische (Teil-)Privatisierung staatlicher Unternehmen und Banken hat dem Wort vor einigen Jahren eine überraschende Renaissance beschert, dadurch dass man in den sich nunmehr privatwirtschaftlich gerierenden Institutionen den bisherigen öffentlich-rechtlichen Terminus *Gebühr* durch dessen zivilrechtliches Pendant ersetzt hat, das in der juristischen Fachsprache eben *Entgelt* lautet.¹²

Über die sinnvolle Intonation dieses durch Entscheidungen am grünen Tisch wieder zu einem standardsprachlichen Leben erweckten Wortes sind sich nun zahlreiche – sonst durchaus kompetente – Sprecher der deutschen Sprache offensichtlich nicht im Klaren, denn viele betonen es auf der ersten Silbe (*Éntgelt*). An sich hätte für sie das Verbum *entgélten* ‚büßen, (Strafe) zahlen‘ ja eine Orientierungshilfe bieten können. Doch kommt auch dieses Wort so selten vor, dass es als artikulatorische Richtschnur kaum in Betracht kam. Vielmehr hat der Umstand, dass „Entgelte“ im Regelfall mit Geldzahlungen entrichtet werden, bewirkt, dass heute viele Sprachbenutzer das Wort, meist wohl ohne sich dessen bewusst zu sein, als ein Kompositum aus den Nominalstämmen *End-* plus *Geld* interpretieren (‚das Geld, das man am Ende bezahlt‘) – obwohl dies der *t*-Schreibung ja widerspricht. Da der Wortton in Komposita regelhaft auf dem Bestimmungswort (hier der Silbe *[ent]), ergibt sich die irrige Initialbetonung **Éndgeld* im Mund vieler Leute. Offensichtlich ist für eine (bislang noch) Minderheit die „Attraktionskraft“ des semantisch affinen Lexems *Geld* in Bezug auf die Aussprache von *Entgelt* stärker als der lautlich-intonatorische „Gruppenzwang“, den die Trias *Entschluss*, *Entwurf*, *Entzug* ja hätte ausüben können.

So unterschiedlich die Rahmenbedingungen des Intonationswandels in den Wörtern *Konsens*, *Kompost*, *Inzest* und *Entgelt* auch waren, so gleichen sich die vollzogenen Veränderungen doch in einer Hinsicht: Die Verlagerung des Wortakzents auf die Anfangsilbe ist eine späte Angleichung der Intonation dreier semantisch intransparenter Lehnwörter sowie eines semantisch umgedeuteten Erbworts an das Aussprachemuster, das für alle germanischen Erbwörter gilt, die im Dt. zweisilbig sind: In Wörtern wie *Bruder*, *Schwester*, *Sommer*, *Winter*, *Nadel*, *Faden* trägt die erste Silbe den Wortton. Pointiert gesagt: Die germ. Festlegung des Wortakzents auf die Stammsilbe (das ist in praxi meist die erste Silbe) ist in *Kónsens*, *Kómpost*, *Ínzest*, *Éntgelt* mit mehr als zweitausendjährigem Zeitverzug in falscher Analogie nachgeahmt worden.

Tenor. Eine hierzu gegenläufige Bewegung ist in der jüngsten Geschichte des geschriebenen Wortes *Tenor* zu beobachten. Die dt. Buchstabenfolge *Tenor* kann bekanntlich auf zweierlei Weise ausgesprochen werden: *Ténor* und *Tenór*. Die

¹² In Komposita wie z.B. *Bankgebühren*, *Postgebühren*. Für Personalausweise und Reisepässe bezahlt man nach wie vor *Gebühren*, weil die Einwohnermeldeämter weiterhin Behörden sind. In Kommunen, deren Müllabfuhr privatisiert worden ist, entrichten die (nunmehr) „Kunden“ jedoch keine *Gebühren* mehr, sondern *Entgelte*.

beiden Lexeme sind zwar homograph, aber eben nicht semantisch identisch. Die Bedeutung von *Ténor* lässt sich mit ‚grundlegender Sinn, Gehalt (z.B. einer Äußerung)‘ umschreiben, während mit *Tenór* die ‚hohe männliche Singstimme‘ bezeichnet wird. Das gemeinsame Etymon von *Ténor* und *Tenór* ist lat. *tenor* ‚ununterbrochener Lauf, Verlauf, Zug; Eigenart, Grundzug‘, ein zu lat. *tenere* ‚(fest-)halten‘ gebildetes Verbalabstraktum, insgesamt also etwa ‚durchgehaltene Grundlinie‘ bedeutend. Dt. *Ténor* führt offensichtlich bis heute, über neulat. Vermittlung, die lat. Teilbedeutung ‚Grundzug‘ fort, während in der Wortgeschichte von dt. *Tenór* eine Spezialbedeutung weiterlebt, die das it. Wort *tenore* (als Kontinuante von lat. *tenor*) erst in der Musikgeschichte der Renaissance hinzugewonnen hat. Innerhalb der nun geläufig gewordenen mehrstimmigen Sätze war der *tenore* die meist von den hohen Männerstimmen „gehaltene“ Hauptlinie (Melodie), die von den anderen Stimmen umspielt wurde.¹³ Von der Bezeichnung der Melodieführung ist das Wort *tenore* dann auf die der ausführenden Singstimme übertragen worden. Die Betonungsdifferenz innerhalb des homographen dt. Wortpaars *Tenor* beruht also darauf, dass in *Ténor* der Wortakzent von lat. *tenor* unmittelbar übernommen worden ist, während in *Tenór*, aufgrund des Umwegs über das Italienische, der von it. *tenore* fortlebt.

Etymologische Zusammenhänge wie die hier skizzierten gehörten zwar nie zum allgemeinen Wissensschatz des dt. Bildungsbürgertums des 19. und 20. Jhs., doch reichten die im Gymnasium erworbenen Lateinkenntnisse und die bürgerlichen Gewohnheiten des Chorgesangs und (eventuell) des Opernbesuchs offenbar aus, um beim Sprechen die beiden Intonationsweisen von *Tenor* nicht zu verwechseln. Da die lateinische Sprache als Schulfach heute keine bedeutende Rolle mehr spielt, ist es nicht verwunderlich, dass die Zahl jener Deutschsprechenden mit Abitur und Hochschulabschluss wächst, die das Wort *Ténor*, eben die lateinische Variante, nie gehört haben, ihr allenfalls dann und wann beim Zeitunglesen begegnet sind und aus diesem Grunde dann gelegentlich vom *Tenór* – etwa eines neuen Gesetzes oder einer Politikerrede – sprechen.

After. Das standardsprachliche Wort *After* ‚Anus, Darmausgang‘ wird so gut wie ausschließlich in medizinischen Gesprächen verwendet, die Ärzte oder Krankenschwestern mit Patienten führen,¹⁴ gelegentlich aber auch in Gesprächen zwischen einander nicht besonders vertrauten medizinischen Laien, sobald sich die Erwähnung dieses Körperteils nicht vermeiden lässt. Dementsprechend niedrig ist die Gebrauchsfrequenz des Wortes.¹⁵ In nhd. *After* liegt die

¹³ Inhaltlich dem Begriff *Cantus firmus* verwandt. – It. *tenore* umfasst heute semantisch die gesamte Bandbreite dessen, was im Dt. die Intonationsvarianten *Ténor* und *Tenór* ausdrücken.

¹⁴ In der medizinischen Fachsprache gilt dagegen der Terminus *Anus*, semantisch angrenzend *Rectum* ‚Enddarm‘.

¹⁵ *After* steht zudem in Konkurrenz zu den erwähnten fachsprachlichen Wörtern, außerdem zu kindersprachlichen Ausdrücken einerseits sowie derb-drastischen Wörtern andererseits, die hier sämtlich unberücksichtigt bleiben dürfen, aber zum relativ seltenen Vorkommen des Wortes entscheidend beitragen.

Substantivierung einer im Ahd. (*afar*, *afir*) und Mhd. (*after*) noch lebendigen Präposition vor, die ‚hinter, nach‘ bedeutete; *After* meinte daher ursprünglich ‚den Hinteren‘.¹⁶ Als Präposition erscheint *after* im Nhd. noch als Erstglied oft pejorativer Komposita; das Grimmsche Wörterbuch verzeichnet unter diesen z.B. *Afterarzt* ‚Pseudoarzt‘, *Aftergott* ‚falscher Gott‘, *Aftermutter* ‚Stiefmutter‘,¹⁷ die allesamt aber das 19. Jh. nicht überdauert haben. Eine wertfreie Bildung ist *Aftermiete* ‚Untermiete‘, ein Wort, das 1896 zwar noch in der 1. Auflage des „Bürgerlichen Gesetzbuches“ erscheint, inzwischen aber im Alltag gemieden wird.¹⁸ In weiten Teilen des Nd. hat sich die lautlich korrespondierende Präposition *achter* dagegen erhalten: sowohl als solche (z.B. *achter de Döör* ‚hinter der Tür‘) als auch in „nautischen“ Komposita wie *Achterdeck*, *Achtersteven* u.a.m.¹⁹ Die Kürze des Initialvokals von hd. *after* ist durch die schriftliche Überlieferung gesichert und wird zudem durch die Kürze des /a/ im heutigen nd. *achter* gestützt.

Heute kann man das Wort *After* jedoch nicht selten mit langem [ɑ:] ausgesprochen hören, und die (mit Patienten) so sprechen, sind insbesondere jüngere Ärzte/Ärztinnen und jüngere in der Krankenpflege tätige Personen. Dt. *After* hört sich bei diesen Sprechern dann wie die engl. Präposition *after* an, und eben dieses engl. Wort dürfte auch das Aussprachevorbild sein. Engl. *after* hat sich im heutigen Dt. inzwischen nämlich einen sicheren Platz erobert: Fest zum dt. Wortschatz gehört *After Shave Lotion*; eine seit Jahrzehnten auch in Deutschland beliebte britische Keksspezialität heißt *After Eight*; seit längerem schon wenden sich *After Work Clubs* bzw. *After Work Parties* speziell an ein jüngeres berufstätiges Publikum; in Lifestyle-Zeitschriften ist von *After Dinner Cocktails* und *After Dinner Drinks* die Rede; die Teehandelsfirma Meßmer bietet einen speziellen *After Dinner Tee* an – um nur einige Beispiele zu nennen. Der massiven Präsenz dieses Bündels fester Kollokationen mit dem langvokaligen engl. Wort *after* hat das kurzvokalige dt. *After* heute nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen. Um mit seiner Aussprache im Gedächtnis der Sprachbenutzer zu bleiben, fehlt ihm inzwischen das einst stützende lexikalische Umfeld jener Komposita, in denen es Bestimmungswort war: Das Duden-Universalwörterbuch²⁰ z.B. verzeichnet 1989 zwar noch neun mit *After*-beginnende Komposita, doch sind sechs davon (*Afterglaube*, *Afterlehen*, *Aftermiete*, *Aftermieter*, *Afterrede*, *afterreden*) von vornherein mit dem Hinweis „veraltet“ versehen, eines (*Afterleder* ‚Teil des Schuh-Oberleders‘) kennt man nur in Österreich, *Aftersausen* ‚Angst‘ ist kaum verbreitet, *Afterfurche* wird nur

¹⁶ *After* ‚Anus‘ und *Hintern* ‚Gesäß‘ haben sich als substantivierte Präpositionen wortgeschichtlich also parallel entwickelt.

¹⁷ DWb. (1854-1971, Bd. 1, Sp. 186 f).

¹⁸ BGB (1896: 634) – Gleichfalls gemieden wird seit dem 20. Jh. das zugehörige Wort *Aftermieter* ‚Untermieter‘.

¹⁹ Die auch ins Hd. übernommen worden sind.

²⁰ Duden (1989: 82 f.).

medizinisch (statt umgangsspr. *Pofalte*) verwendet. Weil man somit die traditionelle Aussprache im Alltag kaum noch zu hören bekommt, dürfte es der sprachgeschichtlich „legitimen“ Aussprache des Wortes *After* mit kurzem [a] schwer fallen, der Verbreitung der neuen, anglisierenden Aussprache mit langem [ɑ:] auf längere Sicht Widerstand zu leisten. Der digitale Duden hat die neue, konkurrierende Aussprache noch nicht registriert.

Buchhalterisch. Wenn jemand in einem Gespräch – bei thematisch passender Gelegenheit – behauptete, eine Minderheit der Deutschsprachigen (und gemeint sind damit kompetente Muttersprachler) betone das Adjektiv *buchhalterisch* auf der vorletzten Silbe, sage also [bu:χhal'te:riʃ], so stieße er mit dieser Behauptung in der Regel noch auf ungläubiges Staunen. Man sage doch auch nicht *haushälterisch*, *verbrecherisch*, *rechnerisch*, würde man ihm entgegenhalten. Die so reagieren, könnten sich auf die Aussprachenorm berufen, die in der aktuellen Version des online Duden zu finden ist: für *buchhalterisch* gilt die Erstsilbentonung.²¹ Dass der Duden mit dieser apodiktischen Feststellung die Sprachrealität unserer Zeit jedoch nicht mehr vollständig erfasst, lehren bereits wenige Blicke in die Vielzahl von Internet-Foren, in denen über die „korrekte“ Aussprache von *buchhalterisch* anhaltend gestritten wird. Die Aussprache *buchhaltérisch* ist offenbar keineswegs so selten, wie man vermuten möchte. Innerhalb der beachtlichen Fülle der dort – nach Abzug des genus-spezifischen Quantums an Nonsense, Witzeleien und Beleidigungen – immer noch verbleibenden ernsthaften Stellungnahmen zur Frage „richtig oder falsch“ zeichnet sich folgendes Bild ab: Der Duden-Regel wird nicht selten explizit widersprochen, am bündigsten mit den Worten „Duden ja, Praxis anders“.²² Mehrfach wird eine südliche Regionalgebundenheit von *buchhaltérisch* (Baden, Schweiz, Österreich) behauptet, doch bleibt diese aufgrund von ebenfalls mitgeteilten gegenteiligen Befunden (z.B. Nordrhein-Westfalen) fraglich. Hinweise darauf, dass es sich bei *buchhaltérisch* um ein Spezifikum der BWL-Fachsprache handelt, liefern zwei Beiträge aus einem anderen Forum:²³ „Wenn es bspw. um den Wert in der Buchhaltung geht, redet man vom buchhalterischen Wert (Betonung auf dritter Silbe).²⁴ Man geht buchhalterisch²⁵ mit einer Ressource um (1. Silbe), erfasst das dann aber buchhalterisch (3. Silbe).“²⁶ Und: „Im Rechnungswesen und in der BWL wird die dritte Silbe betont.“

Der fachsprachliche Charakter der neu entstandenen (wenn wortgeschichtlich auch irregulären) Betonungsvariante von *buchhalterisch* ist hier – und zwar von linguistischen Laien – klar formuliert worden. Wieso und wann genau es zum Entstehen dieser fachsprachlichen Sonderbetonung des Adjektivs gekommen ist,

²¹ Duden online (2014). Zugriff 12.3.2014

²² Vgl. z. B. www.spin.de/forum/msg-archive/3/2005/05/93066. Zugriff: 5.3.2014.

²³ www.dict.leo.org/forum/viewGeneraldiscussion.php?idThread=526057. Zugriff: 5.3.2014.

²⁴ Also *buchhaltérisch*.

²⁵ *Búchhalterisch* hier offenbar als bedeutungsverwandt mit *haushälterisch* verstanden.

²⁶ *Buchhaltérisch*.

wird man nicht mehr ermitteln können, doch ist es wahrscheinlich, dass das Analogie-Vorbild für die Aussprache *buchhaltérisch* (angesichts der Allgegenwart der Mathematik in der Betriebswirtschaftslehre) im Reimwort *numérisch* vorliegt. Die intonatorische Überführung des erbwörtlichen Begriffs *búchhalterisch* (bei dem die Konnotation eines ergrauten, vielleicht gar noch Ärmelschoner tragenden *Buchhalters* nicht fern liegt) in die akustische Nähe des lateinisch-gelehrten Begriffes *numérisch* kann so etwas wie eine konnotative Akademisierung, ja Nobilitierung des vorher ganz schmucklosen Adjektivs bedeutet haben. Wer außerhalb der wissenschaftlichen Fachkommunikation *buchhaltérisch* sagt, demonstriert damit für alle hörbar seine Zugehörigkeit zur Gruppe derjenigen, die zu einem großen Teil die wirtschaftliche Führungsschicht unserer Gesellschaft ausmachen. Da jeder Fachterminologie eine bestimmte Janusköpfigkeit eignet (einerseits Sicherung der semantischen Eindeutigkeit in der Verständigung der Experten untereinander, andererseits in Kauf genommener Ausschluss der Laien aus der Kommunikation), kann der demonstrative Gebrauch von *buchhaltérisch* außerhalb des Fachgesprächs als Angebertum und Wichtigtuerei empfunden werden.

3. Propria

3.1. Firmennamen

Neptun Werft Rostock, Bremer Vulkan AG. Den beiden Schiffsbauunternehmen ist gemeinsam, dass ihre Firmennamen die Namen antiker Gottheiten enthalten. Die Rostocker Werft wurde 1850 gegründet, doch erscheint der Name des Meeresherrn *Neptun* in den wechselnden Namen des Unternehmens erst Jahrzehnte später: erstmals 1890. Die Bremer Vulkan AG entstand 1888 durch die Fusion zweier Vorgängerbetriebe; seit 1893 führt sie den Namen *Vulkans*, des Gottes des Feuers, der Blitze, der Schmiede und der übrigen Metallhandwerker in ihrem (im Lauf der Jahrzehnte ebenfalls mehrfach veränderten) Firmennamen. *Neptúnus* und *Vulcánus* lauten (mit Akzent auf der vorletzten Silbe) im Lateinischen die Namen der römischen Götter, die man 1890 in Rostock und 1893 in Bremen als Namenspatrone der Firmen wählte. Bei der Überführung der lat. Namen ins Dt. waren daraus schon in der frühen Neuzeit regelhaft die Namen *Neptún* und *Vulkán* (Endsilbenbetonung) geworden.²⁷ Im Gegensatz hierzu trägt jedoch in beiden Götternamen, sobald diese als Teil der Rostocker bzw. Bremer Unternehmensnamen erscheinen, die erste Silbe den Wortakzent: man sagt in Rostock *Néptun-Werft* und in Bremen *Bremer Vólkan*.²⁸ Wer die Namen anders aussprechen wollte, gäbe sich als Ortsfremder oder gar als besserwisserischer Außenseiter zu erkennen. Die lokalen Sonderbetonungen von *Neptun* und *Vulkan* in diesen Namen dürften um 1900 entstanden sein. Es liegt

²⁷ Ebenso werden auch ihre Homonyme *Neptún* ‚Name eines Planeten‘ und *Vulkán* ‚feuerspeiender Berg‘ ausgesprochen.

²⁸ Das Intonationsmuster *Néptun* gilt in Rostock auch für den Namen des Hotels *Néptun*, das seit 1971 die Warnemünder Skyline turmartig dominiert.

auf der Hand, dass hier, sprachsoziologisch betrachtet, ein Fall von „Sprachwandel von unten“ vorliegt. Das (wenn auch nur noch per analogiam wirksame) germanische Erbe der Erstsilbenbetonung zweisilbiger Wortstämme²⁹ hat sich in diesen beiden Namen gegen ein letztlich aus dem Lateinischen herrührendes Intonationsmuster durchgesetzt.

HanseMerkur. Die Hamburger Krankenversicherung dieses Namens kann auf eine mehr als 200jährige, von zahlreichen Fusionen, Übernahmen und Umstrukturierungen geprägte Firmengeschichte zurückblicken, die 1806 mit der Gründung der *Braunschweigischen Lebensversicherung* beginnt. Das Wort *Hanse* erscheint erstmals 1936 im Namen *Hanse-Krankenschutz VVaG*; 1969 heißt (nach einer Fusion) das Unternehmen dann *Hanse-Merkur Krankenversicherung aG*, woraus schließlich 1999 mit einer kleinen typographischen Retusche³⁰ der bis heute gültige Name *HanseMerkur Krankenversicherung* geworden ist. Aus dem lat. Götternamen *Mercúrius* ist generell bei seiner Übernahme ins Dt. *Merkúr* geworden, und wie bei *Neptun* und *Vulkan* war auch hier der Wortton auf der im Lat. akzentuierten Silbe verblieben. Endbetont ist im Dt. infolgedessen auch der Planetenname *Merkúr*.

Während entsprechend all dem noch in den 1960er Jahren der Hauptton des Versicherungsnamens gleichfalls auf der allerletzten Silbe des Wortpaars *Hanse-Merkur* lag (*Merkúr*), wird heute (März 2014) in einem in der ARD zu sehenden Fernseh-Werbespot dieselbe Lautfolge auf der vorletzten Silbe betont (*Mérkur*). Da die Produktion von Idee, Bild, Text und Ton eines Werbespots sich ganz wesentlich in der Hand von Werbeagenturen befindet, liegt es nahe anzunehmen, dass Mitarbeiter einer solchen Agentur – und wohl nicht das leitende Personal der beworbenen Versicherung – für den Akzentwechsel im Namen *HanseMerkur* verantwortlich sind. Die in Werbeagenturen Tätigen haben ihre Ausbildung eher in Kunsthochschulen und -akademien erfahren als in philologischen Universitäts-Instituten. Ein spezielles, gar wissenschaftlich geschultes Interesse an subtilen sich aktuell vollziehenden Veränderungen der Sprache, die sie sprechen, wird man ihnen deshalb kaum unterstellen dürfen. Der Betonungswandel von *HanseMerkúr* zu *HanseMérkur* dürfte daher eher auf Unachtsamkeit als auf einem vorsätzlichen, Aufmerksamkeit heischenden Regelverstoß beruhen. Im Hintergrund steht auch in diesem Fall die Anpassung der Aussprache eines in seinem Ursprung lat. Namens an die germ. fundierten Muster dt. Wortintonation.

Dass die Erstsilbenbetonung des Namens *Merkur* aber keineswegs mehr das Spezifikum von Wirtschaftsbereichen wie Versicherungswesen und Werbung ist, sondern sich auch in den Naturwissenschaften durchzusetzen beginnt, zeigt das

²⁹ Siehe oben, s.v. *Entgelt*.

³⁰ Diese in Europa bloß modische Adaptation der US-amerikanischen Binnen-Majuskel-Schreibung *HanseMerkur* (wie z.B. in *DiCaprio*, die in Amerika funktional sein kann, um bei derartigen Namen den Eindruck zu vermeiden, *di* sei ein nur versehentlich klein geschriebener „middle name“) kann nicht die Ursache für die Akzentverlagerung gewesen sein, um die es im Folgenden geht.

Beispiel eines hochprominenten Astrophysikers und Naturphilosophen, zweifachen Münchener Universitätsprofessors und zugleich Fernsehjournalisten, der in einer im Kulturkanal „BR Alpha“ des Bayerischen Fernsehens regelmäßig ausgestrahlten Viertelstundensendung namens „Alpha Centauri“ niveauvoll und anschaulich über Themen aus dem weitgespannten Feld seiner wissenschaftlichen Kenntnis berichtet. Zu den Dingen, auf die er dann und wann zu sprechen kommt, gehört auch der Planet Merkur – und der genannte Astrophysiker und damit auch Planeten-Experte, der sich bei den Vorsokratikern wie in der Theorie der Schwarzen Löcher gleichermaßen gut auskennt, spricht den Namen des Planeten nie anders als *Mérkur* aus.

Continental. Zu den Dingen, von denen man in Deutschland schon als Grundschulkind erfährt, gehört die Tatsache, dass es Fahrrad- und Autoreifen der Marke „Continental“ gibt. Den meisten Kindern begegnet daher der Name *Continental*, eigentlich ein Adjektiv, viel früher als das ihm zugrunde liegende Substantiv *Kontinent*, das aus diesem Grunde im Spracherwerb sehr vieler Deutschen keinerlei Richtschnurfunktion für die Aussprache des Wortes *Continental* ausübt. Deshalb sagt ein sehr großer Teil der Deutschen bis ins Erwachsenenalter hinein [kɔn'ti:n:ta:l] und nicht, wie es sinnvoll wäre, [kɔntinen'ta:l]. Nicht wenige behalten diese Sprechweise ihr Leben lang bei, ohne dass ihnen jemals das Aha-Erlebnis widerführe, das sie eines besseren belehrte. Die Fehlbetonung des Namens nach Art eines Substantivkompositums ist sinnleer, denn nähme man sie ernst, wäre sie ja von der Vorstellung inspiriert, es existiere, wie es in den Alpen ein *Kleines Walsertal*, im Schwarzwald und in den Vogesen je ein *Münstertal* und im Harz ein *Okertal* gibt, irgendwo auf der Welt auch ein **Continen-Tal*. Aber was sollten dann **Continen* sein? So etwas wie *Kantinen* oder *Pantinen*? Oder wie *Rosinen* und *Pralinen*? Der Versuch, zum sinnwidrig akzentuierten Signifiant *Continental* ein Signifié zu ermitteln, führt, wie nicht anders zu erwarten, ins Nichts. Immerhin haben heutige Kinder, statistisch gesehen, eine größere Chance, den Namen *Continental* korrekt auszusprechen zu lernen, als die Generation ihrer Eltern und Großeltern sie hatte. Das Adjektiv *kontinental*, das als Richtschnur für die Aussprache von *Continental* zu dienen hätte, wird zwar als solches nach wie vor selten verwendet. Doch erscheint es als Bestimmungswort in einigen Komposita, denen man als Schüler/in im Oberstufen-Unterricht begegnen kann: im Fach Erdkunde ist es die Wortgruppe *Kontinentalplatte*, *Kontinentalverschiebung* bzw. *-drift* etc., im Geschichtsunterricht der Begriff der (napoleonischen) *Kontinental Sperre*.³¹ Dadurch dass sich die sog. Abiturientenquote innerhalb der letztvergangenen 60 Jahre fast verzehnfacht hat und weiter wächst, lernen ständig mehr Jugendliche die sinnvolle Intonation von *kontinental/Kontinental-* kennen und verfügen damit zumindest über die Möglichkeit, diese Sprechweise auf den Markennamen

³¹ Und man spricht dann und wann sogar von *Interkontinentalflügen* statt, wie noch bis die 1950er Jahre, von Reisen mit einem *Überseedampfer*.

Continental zu übertragen. Ob dies zum völligen Untergang der tief verwurzelten Nonsens-Intonation des Wortes führen wird, ist allerdings fraglich.

3.2.Ortsnamen

Die Phänomene, um die es in diesem Abschnitt geht, lassen sich als minimale Manifestationsformen der Exonymenbildung auffassen. Allerdings wird der Begriff des Exonyms damit insofern erweitert, als hier nicht unterschiedliche Sprachen, sondern divergente regionale Sprechweisen des Dt. im Fokus stehen. Als „Exonyme“ bezeichnet man üblicherweise nur jene fremdsprachigen Varianten (oder Konkurrenten) geographischer Namen, die nicht am Ort des benannten Gegenstandes (einer Stadt, eines Landes, eines Flusses) und in der dort gesprochenen Sprache, sondern fern davon, jenseits von Sprach- und meist auch Ländergrenzen, verwendet werden. So ist *Brünn* das dt. Exonym für tschech. *Brno*, *Lusace* das frz. für dt. *Lausitz*, *Reno* das it. für dt. *Rhein*. In der großen Mehrzahl der Fälle sind Exonyme durch Vollzug oder aber Nichtvollzug regelhafter Sprachwandelprozesse in einer der beteiligten Sprachen entstanden. Zwei Beispiele: (1) Im heutigen dt. Ortsnamen *Leipzig*, der aus dem sorbischen Namen *Lipč* hervorgegangen ist,³² ist im späten Mittelalter die nhd. Diphthongierung (hier: *i* > *ei*, vgl. mhd. *mîn* > nhd. *mein*) eingetreten.³³ An diesem Prozess hat das Sorbische aber nicht teilgenommen, so dass die Stadt Leipzig noch heute auf ober- wie auf niedersorbisch den Namen *Lipsk* trägt, der aufgrund der weiträumigen Verdrängung des Sorbischen in seine heutigen lausitzischen Restgebiete zum Exonym geworden ist.³⁴ (2) Dem dt. Namen *Mailand* der it. Stadt *Milano* liegt nicht die uns vertraute it. Form des Namens zugrunde, sondern seine alte lombardische Entsprechung *Milán*.³⁵ Seit dem Mittelalter hat die Aussprache dieses lombardischen Namens im deutschen Sprachgebiet drei Änderungen erfahren: Der Wortakzent wurde (entsprechend den Beispielen *Kónsens*, *Néptun* etc.) auf die Anfangsilbe verlegt: **Milan*. Wie im Fall *Leipzig* wurde auch hier die nhd. Diphthongierung vollzogen. Die dadurch entstandene, im Dt. als Appellativ bedeutungsleere Lautform **Mailan* wurde volksetymologisch semantisch aufgefüllt, indem man dem Namen ein auslautendes *-d* hinzufügte. Seitdem kann jeder, dem es behagt, den Namen *Mailand* assoziativ mit dem Bild einer blühenden Frühlingslandschaft am Südfuß der Alpen („Kennst du das Land?“) verbinden.

Die Beispiele zeigen, dass an der Entstehung von Exonymen nicht nur

³² 1012/18 *in urbe Lipzi*, 1350 *Lipczik* (Berger 1999), S. 180.

³³ 1459 *Leipczigk* (ebenda).

³⁴ *Lipsk* ist auch das poln. Exonym für *Leipzig*.

³⁵ Im Laufe der Entwicklung des Lombardischen (eines im Mittelalter eigenständigen gallo-italischen Idioms, heute aufgrund des Prestiges des Standard-Italienischen nur noch als Dialekt eingeschätzt und stark existenzbedroht) aus dem Vulgärlatein, sind – wie im Rätomanischen und Französischen – die Endvokale mit Ausnahme des *-a* generell apokopiert worden. – Der Name des international renommierten Fußballvereins der Stadt, *A. C. Milan*, ist also ein selbstbewusst-lombardischer, nicht etwa ein italienischer.

Verlagerungen des Worttons, sondern – entscheidender noch – regelgeleitete (Diphthongierung), manchmal auch willkürliche (das *-d* in *Mailand*) Veränderungen auf phonologischer Ebene beteiligt sind. Dies kann mitunter auch zu semantischen Modifikationen (*Mailand*) führen. In den folgenden Beispielen wird es, dem Thema dieser Betrachtungen gemäß, nur um die ausdrucksseitigen Minimal-Elemente der Exonymenbildung gehen: um Phänomene der Wortton-Verlagerung und der Veränderung von Vokalquantitäten. Da sich diese Veränderungen innerhalb des geographischen Bereichs der Gesamtsprache Deutsch vollziehen, ließe sich terminologisch hier, ohne dass dies ein Widerspruch in sich selbst wäre, von „endogloten Exonymen“ sprechen.

Ruhpolding. Von den hier zu behandelnden Ortsnamen, die im 20. Jh. eine Modifikation der Aussprache erfahren haben, ist der Name des oberbayerischen Dorfes Ruhpolding (heute eine Gemeinde mit mehr als 8.000 Einwohnern) im Landkreis Traunstein am intensivsten und nachhaltigsten betroffen worden. Die sprachexterne Ursache dafür, dass außerhalb Bayerns die Zweitsilbenbetonung *Ruhpólding* absolut vorherrscht und dass dort die autochthone, etymologisch fundierte Erstsilbenbetonung *Rúhpolding* so gut wie unbekannt geblieben ist, liegt in der fast überfallartigen Entdeckung des Dorfes durch den Massentourismus in der Frühzeit des sog. „Wirtschaftswunders“. Bereits 1950 wurde Ruhpolding der wichtigste deutsche Zielort der neu geschaffenen Liegewagen-Zugreisen der Firma Touropa und blieb dies jahrzehntelang, wodurch Jahr für Jahr um die hunderttausend Touristen Ruhpolding samt der dort zu ihrer Unterhaltung inszenierten „bayerischen Folklore“ kennenlernten – offenbar blieb ihnen die vor Ort übliche Aussprache des Dorfnamens aber unbekannt. Der Name gehört dem für das bairische Sprachgebiet (vom Lech bis ins österreichische Burgenland) charakteristischen Typus der mit dem Suffix *-ing* gebildeten Ableitungen an, denen dort in den allermeisten Fällen ein Personennamen zugrunde liegt. Im Fall *Ruhpolding* (12. Jh. *Ropoldigin*)³⁶ ist dies der ahd. Name *Hruotbald*. Dt. Personennamen-Komposita tragen den Wortton auf dem ersten Wortglied, wie die Betonung von Namen wie *Albert*, *Berthold*, *Hartmut*, *Siegfried*, *Wilhelm* u.v.a.m. zeigt. Da Suffixe keine tontragenden Wortelemente sind, beeinflussen sie die Intonation des mit ihrer Hilfe gebildeten Wortes nicht, und die Erstsilbentonung des Namens *Rúhpolding* ist daher selbstverständlich. Die Fehlintonation von *Ruhpolding* hat den Namen, akustisch betrachtet, in die Nachbarschaft der mit differenzierendem Zusatz gebildeten Toponyme des Typus *Neustadt* gerückt, der in Bayern z.B. durch *Altötting*, *Neuötting*, *Großhadern*, *Bayerisch Eisenstein*, *Windischeschenbach* vertreten ist.³⁷ *Ruhpólding* passt in diese Gruppe allerdings nicht hinein, da in der Lautfolge [ru:] kein Adjektiv vorliegt.

Ob nicht dennoch viele sprachlich unbewanderte Touropatouristen den Namen *Ruhpólding* als sehr passend für einen Urlaubsort empfunden haben (ein *Polding*,

³⁶ Reitzenstein (1991: 333).

³⁷ Aber auch außerhalb Bayerns von *Groß Flottbek* bis *Kleinmachnow*.

in dem man sich von der Arbeit *ausruht*), wird nicht zu ermitteln sein, aber doch auch nicht ganz von der Hand zu weisen, und zwar, weil es in Deutschland eine große Zahl von Ortsnamen gibt, die auf *-ruh(e)* enden und die fast allesamt Orte bezeichnen, welche einst als fürstliche, adlige oder auch großbürgerliche Gründungen entstanden sind. Im 20. Jh. lassen die meisten dieser Orte und Namen Assoziationen wie Schloss, Herrensitz, Parklandschaft, gepflegte Gastronomie, Ausspannen, Erholung zu. Die geschichtliche Entwicklung hat in Fällen wie *Karlsruhe* und *Berlin-Wilhelmsruhe* (als Villenvorort um 1900 entstanden) zwar dafür gesorgt, dass dort diese Dinge heute nicht mehr die Primärassoziationen sind, die sich bei der Namensnennung einstellen. Anders ist es jedoch (um nur wenige zu nennen) beim Schloss *Friedrichsruh* (dem Alterssitz Bismarcks im Sachsenwald), beim Schlosshotel *Friedrichsruhe* (Zweiflingen, Hohenlohe), beim Seehotel *Friedrichsruh* (Timmendorfer Strand), beim Erholungspark *Heinrichsruh* (Möhnesee), beim Herrenhaus und Barockgarten *Heinrichsruh* (Vorpommern), beim Landgasthof *Heinrichsruhe* (Neustadt a.d. Orla, Thüringen) wie auch bei den zahlreichen deutschen Waldgaststätten und Hotels des Namens *Jägersruh* oder *Schäfersruh*. Alle diese Orte bieten Ruhe und dienen der Rekreation. Wenn auch das Element *-ruh(e)* in diesen Namen den Schluss des Kompositums bildet, so kann der semantisch-pragmatische „Frame“ (nämlich: Erholung in landschaftlich und gastronomisch angenehmem Ambiente), der solchen Namen gemeinsam ist, dennoch dazu beigetragen haben, dass aus der bairischen Ableitungsbildung *Rúhpolding* im Munde der Touristen das fehlbetonte, an den Typus *Altötting* angelehnte Pseudo-Kompositum *Ruh-Pólding* ‚ein Polding, das der Ruhe dient‘ geworden ist.

Wolfenbüttel. Der Name der niedersächsischen Kreis- und einstigen Residenzstadt, im Süden Braunschweigs gelegen, gehört zu einer Gruppe dt. Ortsnamen-Komposita mit dem asä. Grundwort **butli* ‚Gebäude, Siedlung‘,³⁸ die sich von Wolfenbüttel (als dem südlichsten Ort dieses Namentypus) bis an die Eider erstreckt. Das als Appellativum heute nicht mehr vorkommende Grundwort **Büttel* (<**butli*)³⁹ ist zwar wurzelverwandt, aber nicht etymologisch identisch mit nordfries. *-bel*, dt. *-büll* (in nordfries. *Naibel*, dt. *Niebüll*) und dän. *-bøl* (in dän. *Dybbøl*, dt. *Düppel*). Die dichteste Häufung der *büttel*-Ortsnamen befindet sich in einem Gebiet, das von Braunschweig im Süden bis Gifhorn im Norden reicht und das seit dem Mittelalter den Namen *Papenteich* trägt. Der Name Wolfenbüttels (um 1118 *Wulferesbutle* ‚Burg eines Wulfheri‘) wurde offensichtlich auf der ersten Silbe des darin enthaltenen asä. Personennamens *Wulfheri* betont und lautete daher in der Neuzeit (bis in die Mitte des 20. Jhs.) am Ort einhellig *Wólfenbüttel*. *Wolfenbüttel* glich damit in seiner Intonation völlig den initialbetonten *büttel*-Ortsnamen im nicht weit entfernten Papenteich, von denen

³⁸ Casemir (1997:35-38).

³⁹ Dt. *Büttel* ‚Gerichtsdienstler‘ gehört zum Wortstamm von *bieten*, schwed. *bjuda*, und steht deshalb nicht in etymologischer Verbindung zu asä. **butli*, das wurzelverwandt mit dt. *bauen* und *Bauer*, schwed. *bo* ‚wohnen‘, *bonde* ‚Bauer‘ ist.

hier exemplarisch nur *Abbesbüttel, Adenbüttel, Allerbüttel, Edesbüttel, Isenbüttel, Ribbesbüttel, Rötgesbüttel, Wedesbüttel* genannt seien.

Dieser artikulatorische Parallelismus ist erst seit der Mitte des 20. Jhs. gestört worden, und zwar im Wesentlichen durch Fluktuation innerhalb der Wolfenbütteler Einwohnerschaft. Bis zum Zweiten Weltkrieg ruhte die Stadt hinsichtlich der Soziologie ihrer Einwohner gleichsam in sich selbst. Mehrere aus der Residenz-Epoche bis heute verbliebene braunschweigische Landesbehörden (Bibliothek, Archiv, Konsistorium, Landesgefängnis), weiterführende Schulen und auch die Tatsache, dass Wolfenbüttel bei Landesbeamten als Alterssitz beliebt war, sorgten für einen relativ hohen Anteil von Beamten an der Bevölkerung – von Beamten, die sich ganz überwiegend aus dem Herzogtum Braunschweig rekrutierten und denen daher die örtlichen Sprechweisen zu eigen waren. Eine weitere bedeutende, sozial wie auch sprachlich auf sich selbst bezogene Gruppe bildeten die zahlreichen seit dem 17./18. Jh. in Wolfenbüttel ansässigen Gemüsegärtner, deren Gewerbe erst aufgrund der Konkurrenz aus anderen EU-Staaten seit den 1970er Jahren (fast ganz) zum Erliegen kam. Auch sie sagten *Wólfenbüttel*, wie auch die übrigen Einwohner der Stadt: Handwerker, Kaufleute, Fabrikarbeiter. Erst mit den 1945/46 aus dem Osten Deutschlands, vor allem aus Schlesien, hinzukommenden Flüchtlingen und Heimatvertriebenen änderte sich die sprachliche Situation Wolfenbüttels hörbar. Von 1939 bis 1974 stieg die Zahl der Einwohner von ca. 24.000 auf ca. 40.000, also um fast 70 Prozent, wobei der Zuwachs um 1945 am bedeutendsten war. Diesen rund 16.000 neuen Stadtbürgern musste das Intonationsmuster des Stadtnamens zunächst unbekannt sein, und viele von ihnen übernahmen die autochthone Erstsilbenbetonung des Namens nie. Die Fraktion der Stadtbürger, die den Wortakzent somit auf das /Y/ von *-büttel* legten, erfuhr seit ca. 1970 noch Verstärkung durch die nicht unbeträchtliche Schar akademisch Gebildeter, die nach Wolfenbüttel zuzogen: Lehrende der stark expandierenden Braunschweiger Technischen Universität, die lieber in Wolfenbüttel als in Braunschweig wohnen mochten, Lehrende und weitere Bedienstete der gleichfalls beträchtlich anwachsenden Wolfenbütteler Fachhochschule und nicht zuletzt das wissenschaftliche und übrige Personal der Herzog August Bibliothek, der einst herzoglichen Bibliothek, die seit den 1960er/1970er Jahren aus einem langandauernden Dornröschenschlaf erweckt wurde.⁴⁰ Inzwischen überwiegt nach meinem Höreindruck in Wolfenbüttel die Aussprache des Stadtnamens mit dem Wortton auf der vorletzten Silbe deutlich die mit Erstsilbenakzentuierung, auch und gerade bei Intellektuellen. Während das neue, konkurrierende Aussprachemuster im Fall *Ruhpolding* nur außerhalb des Ortes und sogar nur außerhalb Bayerns gilt, vollzieht sich der Intonationswechsel im Namen *Wolfenbüttel* nicht in weiter Ferne, sondern am Ort, quasi innerhalb der

⁴⁰ Dies ist ganz wesentlich das Verdienst ihres Direktors Paul Raabe. Zur Geschichte der Bibliothek in der zweiten Hälfte des 20. Jhs. autobiographisch: Raabe (1992).

Stadtmauern. Ein tiefer greifender Fall onymischen Sprachwandels.

Mecklenburg, Stralsund. Dass über die Aussprache bestimmter „schwieriger“ dt. Ortsnamen innerhalb des dt. Sprachbereichs nicht immer Einmütigkeit herrscht, ist weder ein neues noch ein unbekanntes Phänomen. Zum Beispiel sind außerhalb des Rheinlandes und Westfalens Namen sehr selten, in denen die Vokallänge graphisch durch ein sog. Dehnungs-*e* oder Dehnungs-*i* markiert wird. Zu ihnen gehören z.B. *Bad Laer* (bei Osnabrück), *Kevelaer* (Niederrhein), *Straelen* (Niederrhein), *Soest*, *Troisdorf* (bei Bonn) und die überaus zahlreichen mit dem Grundwort *Broich* ‚Bruch, feuchte Niederung‘ gebildeten rheinischen Komposita wie *Grevenbroich* (südwestl. Neuss), *Korschenbroich* (westl. Neuss). Dass sie mit langem /ɑ:/ bzw. /o:/ zu sprechen sind, weiß im östlicheren und südlicheren dt. Sprachgebiet nicht jeder, und es kommt daher mehr oder weniger oft zu Fehlaussprachen in Form einer „spelling pronunciation“.⁴¹ Dass das -w in den ursprünglich slawischen Orts- und Familiennamen vom Typ *Grabow* (neun Orte dieses Namens allein vom hannoverschen Wendland bis zur Ostgrenze Vorpommerns, weitere in Polen; Adelsfamilie *von Grabow*; *Dr. Grabow* als Romanfigur bei Thomas Mann), *Pankow*, *Leistikow* nicht mitzusprechen ist, gehört im Süden (und Westen) Deutschlands gleichfalls nicht zum selbstverständlichen Allgemeinwissen, weil man dort mit solchen Namen kaum je in Kontakt kommt. Daher heißt z.B. eine bestimmte Schilddrüsen- und Augenerkrankung auch bei gebildeten Bayern oft *Basedoff*. Der Kölner Konrad Adenauer sprach (vorsätzlich?) gern von *Pankoff*, wenn er die DDR-Regierung meinte.

Umgekehrt sprechen viele Norddeutsche den Namen *Neckarsulm*⁴² so aus, als ob es sich bei dieser Stadt um ein *Ulm* handle, das nicht an der Donau, sondern am Neckar liegt: *Neckars-Ulm*, wohl in falscher Analogie zu Namen wie *Neckarsteinach* (bei Heidelberg gelegen, in der Tat ein *Steinach* am Neckar),⁴³ zu *Rheinfelden*, *Donauwörth*, *Ruhrort* u.a.m. Eigentlich aber rührt der Name *Neckarsulm* daher, dass dort die *Sulm* in den *Neckar* mündet.⁴⁴ Solche ortsfernen Fehlaussprachen sind ein immerwährendes, statisches Phänomen: dass es sie schon seit Jahrhunderten gibt, zeigt (s.o.) Schillers Reim von *Mußjö* auf *Itzehö*. In unseren Betrachtungen geht es indessen um dynamische Phänomene: um

⁴¹ Der prominenteste von allen in dieser Hinsicht „unkundigen“ Süddeutschen war der Schwabe Friedrich Schiller, der in „Wallensteins Lager“ *Mußjö* auf *Itzehö* reimte. Die Stadt *Itzehoe* liegt zwar nicht im Rheinland, sondern in Holstein; das graphische -*e* in ihrem Namen ist jedoch gleichfalls ein Dehnungs-*e*.

⁴² Der Name der württembergischen Stadt ist seit Beginn des 20. Jhs. deutschlandweit bekannt durch die dort ansässige Motorrad- und Autofabrik NSU, heute Audi.

⁴³ Das unorganische Genitiv-*s*, das bei der Metanalyse des Namens in **Neckars-Ulm* entsteht, sollte allerdings stutzig machen.

⁴⁴ Der Umstand, dass die Firma NSU bei der Schaffung ihres Markenkürzels im Jahr 1892 diese drei Buchstaben willkürlich aus dem Ortsnamen *N_eckar-S-U-lm* entnommen hat, hat zusätzlich das Missverständnis befördert, das <U> sei als Bestandteil eines Akronymes zu verstehen und stehe für *Ulm*.

gegenwärtig sich vollziehende Veränderungen in der intonatorischen und auch phonischen Realisierung graphisch genormter Nomina appellativa und propria. Eine solche Bewegung ist in jüngster Zeit in die Aussprache der Namen des Landes *Mecklenburg* und der pommerschen Stadt *Stralsund* gekommen.

Mecklenburg (12. Jh. *Mikilinburg*)⁴⁵ ist ein Kompositum aus den asä. Wörtern *mikil* ‚groß‘ und *burg* ‚Burg, befestigte Stadt‘ und war ursprünglich der Name der gleichnamigen (heute nur noch als Burgwall erhaltenen) Burg bei Wismar, der später auf das Herzogtum übertragen wurde. Das *-ck-* im Bestimmungswort des Namens bezeichnet die Länge des vorausgehenden Vokals. Im Mittelniederdeutschen war die *ck*-Schreibung eine Möglichkeit, die Länge eines Vokals vor stimmlosem tektalem Okklusiv graphisch zu markieren. In einer Reihe von norddt. Ortsnamen ist sie bis heute bewahrt worden, z.B. in *Bockenem* (bei Seesen), *Brackwede* (Stadt Bielefeld), *Schnackenburg* (an der Elbe, Krs. Lüchow-Dannenberg) und eben auch im Namen *Mecklenburg*. Diese Namen sind folglich mit langem /o:/, /ɑ:/ bzw. /e:/ zu sprechen.

Die Länge des *-e-* in der ersten Silbe von *Mecklenburg* ist keine lokalpatriotische Aussprache-Marotte der heutigen Mecklenburger, sondern ist lautgesetzlich begründet. Im Beleg *Mikilinburg* aus dem 12. Jh. ist die Synkope des zweiten der drei schwachtonigen *-i-* noch nicht vollzogen, daher steht das im Asä. ursprünglich kurz gewesene,⁴⁶ tontragende erste *-i-* des Namens noch in offener Silbe (*Mi-*). Die Längung der betonten asä. Kurzvokale in offener Silbe („Zerdehnung“, „Tonlänge“) setzt bereits in der Spätphase des Asä. (11./12. Jh.) ein, also um Jahrhunderte früher als der entsprechende Vorgang in den hd. Dialekten.⁴⁷ Das bedeutet, dass bereits der Beleg *Mikilinburg* mit langem *-i-* der ersten Silbe zu lesen ist. An der Länge des *-i-* der tontragenden Silbe hat die spätmittelalterliche Synkope des *-i-* der Zweitsilbe bis heute nichts geändert; um aber die Länge des *-i-* (später *-e-*), das aufgrund der Synkope nunmehr in geschlossener Silbe ([mi:k-], später [me:k-]) „gelandet“ war und dem man deshalb seine Länge nicht mehr ansehen konnte, graphisch zu markieren, war im späten Mittelalter die *ck*-Schreibung des Folgekonsonanten ein probates Mittel. Am Namen *Mecklenburg* (und weiteren, s.o.) ist sie bis heute haften geblieben.

Allerdings boten diese Schreibungen nach der frühneuzeitlichen Übernahme des Hd. in Norddeutschland eine zunehmende Quelle für Fehlaussprachen, weil das <ck> ja in der seit dem späten 18. Jh. Gestalt annehmenden nhd. Orthographie gerade die Kürze und nicht die Länge des vorausgehenden Vokals markiert. Es verwundert daher nicht, dass in den Jahren der deutschen Teilung von 1945 bis 1989 im Westen die Kenntnis der korrekten Aussprache des Namens *Mecklenburg* immer mehr verloren ging, umso mehr, als in der Verwaltungsterminologie der DDR die Namen der einstigen Länder 1952 durch die von neu geschaffenen Bezirken ersetzt worden waren und im amtlich-

⁴⁵ Berger (1999: 195).

⁴⁶ Asä. *mikil* ‚groß, viel, reichlich, stark‘ (Tiefenbach 2010: 273).

⁴⁷ Dazu: Lasch (1974: 35-39), Gallée (1993: 19).

öffentlichen Sprachgebrauch bewusst gemieden wurden,⁴⁸ der Name *Mecklenburg* also nicht mehr so oft vorkam.

Stralsund ist ein slav.-dt. Misch-Kompositum, das aus den Elementen altpolab. *strěla* ‚Flussarm‘ und dem verdeutlichend hinzugefügten mnd. Wort *sund* ‚Meerenge‘ gebildet ist.⁴⁹ Entsprechend den germ. Akzentregeln trug und trägt der Name den Wortton auf der ersten Silbe: *Strálsund*. Da zwischen 1945 und 1989 *Stralsund* (wie auch *Mecklenburg*) ein Name war, der vor allem wegen der DDR-spezifischen Ein- und Ausreisebeschränkungen im Westen nur noch selten genannt wurde, ja manchen jüngeren Einwohnern im Süden und Westen der Bundesrepublik wohl gar nicht bekannt war,⁵⁰ hatte sich in der „alten“ Bundesrepublik im Lauf der Zeit – wenn die Rede denn doch einmal auf die Stadt kam – die Fehlintonation *Strálsúnd* neben die historisch korrekte Aussprache *Strálsund* geschoben.

Die Tatsache, dass bei der Neugründung bundeslandbezogener ARD-Rundfunkanstalten nach 1989 der Zuständigkeitsbereich des in Hamburg ansässigen NDR (bis dahin nur der Sender für Schleswig-Holstein, Hamburg und Niedersachsen) auf das Land Mecklenburg-Vorpommern ausgedehnt wurde, verbunden mit dem Umstand, dass auch die Redaktion der ARD-Fernsehnachrichten (*Tagesschau* etc.) beim NDR in Hamburg angesiedelt ist, hat inzwischen bewirkt, dass sowohl in den regionalen Rundfunk- und Fernsehsendungen des NDR als auch in den im 1. Fernsehprogramm deutschlandweit ausgestrahlten ARD-Nachrichtensendungen die Namen *Mecklenburg* und *Stralsund* fast immer historisch korrekt ausgesprochen werden. Verstöße dagegen sind äußerst selten; in Hamburg scheint es diesbezügliche redaktionelle Hinweise zu geben. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass auf längere Sicht die sprachbewusste ARD-Praxis einen positiven Einfluss auf die Aussprache der beiden Namen auch außerhalb von Rundfunk- und Fernsehsendungen, d.h. „im richtigen Leben“, ausüben wird.

4. Fazit

Anhand einzelner Wörter war hier von intonatorischem und phonologischem Wandel im heutigen Deutsch die Rede.⁵¹ Weit zurück liegen jene sprachgeschichtlichen Epochen, in denen Lautwandelprozesse stattfanden, die den Gesamtwortschatz einer Sprachgemeinschaft erfassten – wie etwa die germ. Fixierung des im Idg. (nach bestimmten Regeln) mobilen Wortakzents auf der

⁴⁸ Dies galt – aus politischen Gründen – für den Namen *Pommern* noch entschiedener als für *Mecklenburg*.

⁴⁹ Berger (1999: 269).

⁵⁰ Bezeichnend für diesen Sachverhalt ist der Titel von Marion Gräfin Dönhoffs – auf Ostpreußen bezogenem – Erinnerungsbuch *Namen, die keiner mehr kennt* (1962).

⁵¹ Zu aktuellen, thematisch hier angrenzenden Sonderfällen phonologischen Wandels in der Aussprache von frz. Appellativa und Namen, in denen (aus dem Munde von dt. Radio- und Fernsehsprecher/inne/n) statt der frz. Lautung neuerdings oft eine engl. zu hören ist (z.B. in den Vornamen von *Georges Brassens* oder *Paul Gauguin*), siehe: Blume (1997).

Stammsilbe, die germ. und die ahd. Lautverschiebung, die nhd. Diphthongierung – und die dazu beitragenden, die genannten neuen Sprachgemeinschaften (des Germ., des Ahd., des Nhd.) in ihrer Lautgestalt überhaupt erst zu formen. Das hiermit verglichen große Beharrungsvermögen der Lautung der heutigen Standardsprache ist wesentlich dadurch bestimmt, dass sie etwa seit dem 18. Jh. eine relativ konstante Schreibform besitzt, die heute dem allergrößten Teil der Deutschsprachigen vertraut ist. Diese zunehmend fixierte Graphie ist, bildlich gesprochen, die seit Beginn der Neuzeit immer straffer gewordene Fessel, die die freie Fortentwicklung der Phonie einschränkt. Symptomatisch und beispielhaft hierfür ist, dass (im Kontrast zur relativen Immobilität der hd. Lautung) in den schriftfernen nd. Mundarten deren phonische Diversifizierung ja gerade erst in der frühen Neuzeit entstanden ist (z.B. die heutige bunte Vielfalt der ostfäl. Diphthongierungen⁵² oder der intervokalische *d*-Schwund im Ostfäl. sowie in Teilen des Westf. und Ostfries.⁵³), während gleichzeitige zentrifugale Prozesse in der Standardsprache eben nicht stattgefunden haben, sondern, im Gegenteil, zentripetale. Immerhin könnte ein Beispiel dafür, dass sich derzeit trotz aller graphisch-phonischen Festfügtheit der nhd. Standardsprache vereinzelt dennoch Phänomene eines einzelwortübergreifenden phonologischen Wandels anbahnen können, vielleicht darin gegeben sein, dass (grob gesagt: nördlich der Benrather Linie) ein Teil der jüngeren Sprecher/innen bis zum Alter von ca. 35 Jahren die Phoneme lang /e:/ und kurz /ɛ/ vor /r/ nicht mehr unterscheidet, sondern zu kurzem /ɛ/ zusammenfließen lässt. Lexeme wie z.B. *verzehrt* und *verzerrt* oder *Werther* und *Wärter* klingen dann einheitlich wie *verzerrt* und *Wärter*.⁵⁴ Das weitere Schicksal dieses erst in statu nascendi befindlichen Falles von kombinatorischem Lautwandel bleibt – über Generationen hinweg – abzuwarten.⁵⁵

⁵² Mnd. *hús* ‚Haus‘ wird im Neustfäl. regional unterschiedlich zu *Hús*, *Hius*, *Huis*, *Hües*, *Hüus*, *Hëus*, *Höus*, *Haus*. Siehe: Blume (2014).

⁵³ Mnd. *baden* ‚baden‘, *brade* ‚Braten‘, *blöden* ‚bluten‘, *riden* ‚reiten‘ werden zu neustfäl. *ba'en*, *bra'e*, *bloi'en*, *ri'en*. Siehe: Blume (2014).

⁵⁴ Das letztgenannte Beispiel lädt, wenn von (authentisches Beispiel) *Goethes Wärter* gesprochen wird, zum Nachsinnen darüber ein, ob und wozu Goethe denn (vielleicht im Alter?) einen Wärter benötigt haben sollte.

⁵⁵ Die Akzentverlagerung in bestimmten Einzelwörtern des Deutschen ist innerhalb unserer Sprachgeschichte übrigens keine Erscheinung erst des 20./21. Jhs. Zu den prominentesten Fällen dieses Sprachwandelphänomens zählt die intonatorische Entwicklung des mhd. Adjektivs *lebendec* ‚lebendig‘ (Erstsilbenbetonung) zu nhd. *lebendig* (Ton auf der zweitletzten Silbe). Moriz Heyne hat in seinem Artikel „lebendig“ im Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm (DWb 1854-1971, Bd. 12, Sp. 425-432) die Geschichte dieser Akzentverschiebung materialreich und eingehend beschrieben. Dieser kündigt sich im 13. Jh. an, im 16. und frühen 17. Jh. liegen die alte und die neue Wortbetonung etwa gleichauf (laut Kaspar Stieler kommen zu seiner Zeit beide noch vor), als letzte Zeugen der alten, wortgeschichtlich „korrekten“ Sprechweise notiert Heyne aber dann Verszeilen von Brockes aus dem Beginn des 18. Jhs. – Die alte Erstsilbenbetonung hat ihre Spuren bis heute im Wortschatz einiger oberdt. Mundarten hinterlassen, so z.B. in schweizerdt. läptig ‚lebendig‘ (Weber/Bächtold 1961: 131). Heyne weist auf entsprechende Spuren in südbair.

Der wesentliche Unterschied zwischen der urgerm. Verlagerung des Wortakzents auf die Stammsilbe und den hier beschriebenen gegenwartsdeutschen Vorkommnissen von Akzentverlagerung liegt darin, dass die Stammsilben-Akzentuierung der urgerm. Epoche in einer noch schriftlosen Kultur vollzogen wurde, dabei aber sämtliche germ. Lexeme erfasste, während die hier erörterten Einzelbeispiele neuer Wortintonation ausnahmslos auf der Basis geschriebener Sprache entstanden sind, anders gesagt: die Existenz einer schichtenübergreifenden Schriftkultur sogar zur Voraussetzung haben. In den hier thematisierten Ausnahmefällen hat die oben als „Fessel“ bezeichnete enge Verbindung zwischen Schrift- und Lautbild der Lexeme nicht wirksam werden können, weil in sämtlichen behandelten Fällen die „neuerrnden“ Sprachbenutzer die betroffenen Lexeme⁵⁶ eben zunächst einzig und allein im Schriftmedium kennen gelernt haben und sich dann eine dazu passende Lautung selbst haben zurechtlegen müssen. Der etablierten Aussprache der Wörter und Eigennamen sind sie entweder nie begegnet, oder aber erst sekundär, und dann so spät, dass die Fehlaussprache ihnen schon zur festen Gewohnheit geworden war.

In vielen dieser Fälle (etwa: *Konsens, Inzest, Tenor, Neptun, Vulkan, Merkur, Continental*) ist die Unkenntnis der wortgeschichtlich „stimmigen“ Lautung schulbildungs-, d.h. gesellschaftlich bedingt. Den solchermaßen unkundigen Sprachteilhabern sind ihre mangelnden Lateinkenntnisse nicht vorzuwerfen. Dagegen beruhen die missweisenden neuen Aussprachen von *Entgelt* und *After* darauf, dass beide Wörter (jedes auf eigene Art) im Laufe des 20. Jhs. aus dem gesprochenen Deutsch fast völlig verschwunden waren und fast nur noch auf dem Papier existierten, so dass sich für das künstlich neubelebte *Entgelt* ein ganz neuer Wortakzent und für das mündlich zur Rarität gewordene Wort *After* eine neue Quantität des Stammvokals leicht haben einbürgern können. Für die Akzentverschiebungen in fast allen hier behandelten Appellativa haben sich Analogie-Vorbilder, an die sich die neuen Akzentuierungen haben anlehnen können und die inspirierend gewirkt haben, erkennen lassen. Betrachtet man die Dinge schließlich aus einer weiter gespannten sprachhistorischen Perspektive, so stimmen nahezu alle Appellativa, um die es hier ging, darin überein, dass in ihnen

Sprachinseln in Italien (Zimbrisch, bes. Lusern) hin. Die Ursache der Akzentverlagerung im Wort *lebendig* erblickt Heyne in einer analogischen Anlehnung der Aussprache an das Intonationsmuster von Adjektiven wie *beständig, gewärtig, gesprächig*. Heynes Artikel ist auf der Basis einer überaus günstigen Beleglage entstanden: vom Mittelalter bis in die Aufklärungszeit und darüber hinaus erscheint das Wort *lebendig* in dichter Fülle in gebundener Rede – d.h. in schriftlichen Texten, deren metrische Struktur zugleich eine Kodierung der Akzentverhältnisse ist. Verglichen damit konnten die vorstehenden Betrachtungen nur auf sehr schmaler, lediglich akustischer Materialgrundlage unternommen werden. Dass sie in einer sachlichen Verbindung zu Moriz Heynes eindrucksvollem Artikel und damit auch ungewollt in dessen Nachfolge stehen, ist mir erst während des Schreibens bewusst geworden.

⁵⁶Die einzige Ausnahme in der Reihe der hier erörterten Lexeme bildet in dieser Hinsicht die Akzentverschiebung im Adjektiv *buchhalterisch*, die nicht auf Unkenntnis der herkömmlichen Aussprache, sondern auf einer spezifischen Art von Sprach-Snobismus beruht.

das seit mehr als 2000 Jahren in den germ. Sprachen gültige Prinzip der Stammsilben-Akzentuierung, wenn auch am (etymologisch gesehen) ungeeigneten Objekt, „nachgeholt“ worden ist.⁵⁷ Bei den hier erörterten intonatorischen (*Ruhpolding, Wolfenbüttel, Stralsund*) und phonologischen (*Mecklenburg*) Wandlungsprozessen in Ortsnamen ist (bzw. war) die Unkenntnis der sprachhistorisch etablierten Aussprache innerhalb von Teilen der deutschen Sprachgemeinschaft nicht im (Aus-)Bildungsniveau der betreffenden Sprachteilhaber-Gruppen begründet, sondern in den höchst unterschiedlichen Erscheinungsformen geographischer Mobilität: die Spannweite reicht von kriegsbedingt-politisch veranlasster Flucht und Vertreibung über den Massentourismus in der frühen Bundesrepublik und den beruflich bedingten Ortswechsel bis zur Be- und Verhinderung von Mobilität durch die restriktiven Ein- und Ausreisebestimmungen der DDR.

Literatur

- Berger, Dieter (1999), *Duden. Geographische Namen in Deutschland. Herkunft und Bedeutung der Namen von Ländern, Städten, Bergen und Gewässern*. 2. Aufl. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag.
- BGB (1896/1996), *Bürgerliches Gesetzbuch vom 18. August 1896. Faksimileausgabe anlässlich der Verkündung des BGB vor 100 Jahren. Mit einer Einführung von Dr. Helmut Köhler, o. Prof. an der Universität Augsburg, Richter am OLG München*. München: Beck.
- Blume, Herbert (1997), „English well kown – le français oublié. Kulturmusterwechsel als Ursache von Sprachwandelprozessen im Gegenwartsdeutsch“, in Andersson, Bo & Müller, Gernot (Hrsg.), *Kleine Beiträge zur Germanistik. Festschrift für John Evert Hård*. Stockholm: Almqvist och Wiksell, 33-49.
- Blume, Herbert (2014), „Vom Mittelostfälischen zum Neuostfälischen“, in Stellmacher, Dieter, Föllner, Ursula & Luther, Saskia (Hrsg.), *Der Raum Ostfalen. Geschichte, Sprache und Literatur des Landes zwischen Weser und Elbe an der Mittelgebirgsschwelle*. Frankfurt am Main: Lang, 187-217.
- Casemir, Kirstin (1997), *Die Ortsnamen auf -büttel*. Leipzig: Leipziger Universitäts-Verlag.
- Dönhoff, Marion Gräfin (1962), *Namen, die keiner mehr kennt. Ostpreußen – Menschen und Geschichten*. Düsseldorf, Köln: Diederichs.
- Duden (1989), *Duden. Deutsches Universalwörterbuch*. 2. Aufl.. Mannheim, Wien, Zürich: Dudenverlag.
- Duden online (2014), www.duden.de/rechtschreibung. (Letzter Zugriff 12.5. 2014).
- DWb. (1854-1971): Jacob Grimm, Wilhelm Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. 17

⁵⁷Ausnahmen bilden die Fälle *Ténor* und *buchhaltérisch*.

Herbert Blume – "Kónsens, Vólkan, Rúpholding. *Intonatorischer und phonologischer Wandel...*"

Bde. Leipzig: Hirzel.

- Fleischer, Wolfgang & Barz, Irmhild (1995), *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*. Unter Mitarbeit von Marianne Schröder. 2. Aufl. Tübingen: Niemeyer.
- Gallée, Johan Hendrik (1993), *Altsächsische Grammatik*. Register von Johannes Lochner. 3. Aufl. Mit Berichtigungen und Literaturnachträgen von Heinrich Tiefenbach. Tübingen: Niemeyer.
- Kluge, Friedrich & Seebold, Elmar (2011), *Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 25. Aufl. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Lasch, Agathe (1974), *Mittelniederdeutsche Grammatik*. 2. Aufl. Tübingen: Niemeyer.
- Pfeifer, Wolfgang (1993), *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*, erarb. im Zentralinstitut für Sprachwissenschaft, Berlin, unter der Leitung von Wolfgang Pfeifer. 2 Bde. 2. Aufl. Berlin: Akademie-Verlag.
- Raabe, Paul (1992), *Bibliosibirsk oder Mitten in Deutschland. Jahre in Wolfenbüttel*. Zürich: Arche.
- Reitzenstein, Wolf-Armin Frhr. von (1991), *Lexikon bayerischer Ortsnamen. Herkunft und Bedeutung*. 2. Aufl. München: Beck.
- Schulz, Hans & Basler, Otto (1913), *Deutsches Fremdwörterbuch*. 1. Aufl. 7 Bde. 1913-1988. Bd. 1, bearb. von Hans Schulz. Straßburg: Trübner.
- Tiefenbach, Heinrich (2010), *Altsächsisches Handwörterbuch. A Concise Old Saxon Dictionary*. Berlin, New York: De Gruyter.
- Weber, Albert & Bächtold, Jacques M. (1961), *Zürichdeutsches Wörterbuch für Schule und Haus*. Zürich: Schweizer Spiegel Verlag.

Online-Quellen

Diskussion von *buchhalterisch*

www.spin.de/forum/msg-archive/3/2005/05/93066 [zuletzt eingesehen 2. Juni 2014]

www.dict.leo.org/forum/viewGeneraldiscussion.php?idThread=526057 [zuletzt eingesehen 2. Juni 2014]